Kapitel 5

Advent

* * *

In der Nacht vor Weihnachten kletterte Joshua Leuwen nicht über den Zaun.

Er hätte es nicht gekonnt. Dario Fenn hatte für die letzten achtundvierzig Stunden vor ADVENT die Zahl der Wachleute auf dem Campus verdreifacht, an jedem Eingang des Wohnflügels einen Posten aufgestellt und Kamera drei an der alten Laderampe durch ein neues Modell ersetzen lassen, das, wie er bei der Einweisung betont hatte, „keine Aussetzer kennt". Er hatte das beiläufig gesagt und dabei Emeka Obi angesehen, der in der hintersten Reihe stand und sehr konzentriert auf seine Schuhe blickte.

Also lag Jo in dieser Nacht in seinem Bett und schlief nicht. Der Kardinal lag auf seinen Füßen und schlief umso tiefer. Das LionPulse-Armband an Jos Handgelenk meldete einen Puls von achtundachtzig, der vom System als „leichte Spirituelle Erregungsphase" eingestuft und an Professor Kessler weitergeleitet wurde, der ebenfalls nicht schlief.

Um halb fünf holten sie ihn ab.

* * *

Die Maske begann um fünf. Grazia puderte, tupfte und kämmte, schweigend und konzentriert, und als sie fertig war, legte sie ihm für einen Moment die Hand auf die Schulter, eine Sekunde lang nur, dann ging sie. Danach kam die Garderobe, ein Gewand aus ungebleichtem Leinen, das eine Designerin in Florenz nach „historischen Recherchen" entworfen hatte und das so geschnitten war, dass es im Gegenlicht leuchtete. Danach das Stimmtraining, zwanzig Minuten. Danach eine letzte Durchsicht des Texts mit zwei der vierzehn Autoren, die seit Tagen nicht geschlafen hatten und nervös an ihren Nägeln kauten.

Um fünf Uhr vierzig klopfte es an der Tür des Garderobenraums, und Magnus Leuwen kam herein.

Er trug einen dunklen Anzug und eine silberne Krawatte, und er sah müde aus und zugleich jünger, als Jo ihn je gesehen hatte. Wie ein Mann am Morgen seiner eigenen Hochzeit. Er schickte die Autoren mit einer kleinen Handbewegung hinaus. Dann setzte er sich auf den Stuhl neben dem Spiegel und sah Jo eine Weile an, ohne etwas zu sagen.

„Du siehst …", sagte er schließlich und brach ab. Er schüttelte den Kopf, als hätte er das Wort nicht gefunden, und lachte leise über sich selbst.

„Danke", sagte Jo.

„Ich hab dir etwas mitgebracht." Leuwen griff in die Innentasche seines Jacketts und zog eine kleine Schachtel heraus. „Eigentlich wollte ich es dir nach der Übertragung geben. Aber dann dachte ich …" Er legte die Schachtel auf den Schminktisch. „Mach sie später auf."

Jo sah auf die Schachtel. Sie hatte die Form, die Schachteln haben, in denen Uhren liegen.

„Die alte", sagte Leuwen, „die ich dir zum Achtzehnten geschenkt habe. Du trägst sie nie. Ich hab mich gefragt, ob sie dir nicht gefällt."

„Sie hat mir sehr gefallen", sagte Jo. Er hielt einen Moment inne. Dann sagte er, und es war die Wahrheit, jedes einzelne Wort: „Ich hab sie gut angelegt."

Leuwen lächelte, zufrieden, als hätte Jo gesagt, er habe die Uhr in einen Safe gelegt. Er verstand es nicht. Er verstand es nie, wenn Jo die Wahrheit sagte. Er hörte immer nur, was er zu hören gehofft hatte.

Dann wurde er ernst. Er beugte sich vor, die Unterarme auf den Knien, die Hände gefaltet, und als er sprach, sprach er leiser als sonst, so leise, dass Jo sich vorbeugen musste.

„Ich hab dich zum ersten Mal in einem Aufzug gehalten", sagte Magnus Leuwen. „In der Nacht, in der du geboren wurdest. Ich hab das nie jemandem erzählt. Ich hatte dich auf dem Arm, und ich wusste nicht, wie man ein Kind hält. Ich hatte zwei Töchter, aber die hatte immer ihre Mutter gehalten. Und du hast mich angesehen. Ganz ruhig. Die ganze Fahrt lang. Und ich hatte das Gefühl …" Er lachte wieder, verlegen. „Ich hatte das Gefühl, du wolltest mir etwas sagen. Und ich hab es nicht verstanden."

Er sah auf seine Hände.

„Ich hab mein Leben auf diesen Tag gewartet, Joshua. Seit diesem Aufzug. Ich weiß, dass ich nicht immer … dass ich manchmal zu viel wollte. Tamara sagt, ich bin ein Perfektionist. Mein Arzt sagt, ich bin ein Kontrollfreak. Meine Töchter sagen gar nichts mehr, die rufen nur noch an Geburtstagen an." Er hob den Kopf. „Aber ich wollte immer nur, dass du … dass die Welt sieht, was ich gesehen habe. In diesem Aufzug."

Jo sah ihn an. Er sah einen Mann, der achtundsechzig Jahre alt war und sein ganzes Leben daran geglaubt hatte, dass man Leid wie einen Konstruktionsfehler beheben kann. Der Kinderkliniken gebaut hatte und den Maurern keinen fairen Lohn zahlte, weil sie nicht seine Kostenstelle waren. Der einen Stall aus Südtiroler Holz nachgebaut hatte, weil ihm der echte zu unordentlich gewesen war. Der ihn liebte. Wirklich liebte. So, wie man etwas liebt, das man gebaut hat.

Er dachte an Pater Anselm und an den reichen Vater von Franziskus. *Liebe und Besitz sind zwei verschiedene Dinge. Das verstehen erstaunlich viele Väter nicht.*

„Was haben Sie denn gesehen?", fragte Jo leise. „In dem Aufzug?"

Magnus Leuwen öffnete den Mund. Dann schloss er ihn wieder. Er dachte lange nach, und Jo merkte, dass er es nicht wusste. Dass er vierundzwanzig Jahre lang eine Antwort auf diese Frage gehabt hatte, die aus Pressetexten und Grundsatzreden bestand, und dass er in diesem Moment, allein mit Jo in einem kleinen Garderobenraum, zum ersten Mal merkte, dass die Antwort nicht stimmte.

„Ein Wunder", sagte er schließlich.

Es klang wie eine Frage.

Es klopfte. Tamara Voss steckte den Kopf durch die Tür, mit Headset und Tablet und einem Gesichtsausdruck, der keinen Widerspruch zuließ. „Magnus. Joshua. Noch achtzehn Minuten. Magnus, du musst in Position."

Leuwen stand auf. Er strich sich den Anzug glatt. An der Tür drehte er sich noch einmal um.

„Du wirst großartig sein", sagte er. Und dann, ganz leise, fast unhörbar: „Mein Junge."

* * *

Um sechs Uhr null null Minuten mitteleuropäischer Zeit sahen drei Komma eins Milliarden Menschen gleichzeitig auf einen Stall.

Sie sahen ihn in Wohnzimmern in São Paulo, wo es noch Abend war, und in Büros in Tokio, wo es schon Mittag war. Sie sahen ihn auf Großbildleinwänden am Times Square und auf zerkratzten Handydisplays in Lagos. Sie sahen ihn in Kirchen, in denen die Priester die Weihnachtsmesse verschoben hatten, und in Bars, die eigens früh geöffnet hatten. Der Stall stand in der Mitte einer riesigen Halle, die im Halbdunkel lag, aus altem Südtiroler Holz, mit goldenem Stroh und einer Krippe aus Olivenholz, und davor standen sechs sehr weiße Schafe und ein grauer Esel, der ab und zu mit dem linken Ohr zuckte.

Fünf der Schafe gehörten zur Hauptbesetzung. Das sechste nicht. Das Hauptschaf mit dem Namen Bianca hatte um fünf Uhr dreißig, nach Auskunft des Tiertrainers, „emotional zugemacht" und sich geweigert, das Gatter zu betreten, und war durch die Zweitbesetzung Nuvola ersetzt worden, die ihre Chance mit großer Professionalität nutzte. Niemand in den hundertzwölf Ländern merkte den Unterschied. In der Regie seufzte Tamara Voss erleichtert und machte sich eine Notiz, Bianca für künftige Produktionen nicht mehr zu buchen.

Dann öffnete sich das Dach.

Es öffnete sich lautlos, in zwei Hälften, wie ein Buch, das jemand ganz langsam aufschlägt, und genau um sechs Uhr zwölf, wie berechnet, fiel das erste Licht des fünfundzwanzigsten Dezember durch die Öffnung und auf die Bühne. Ein Chor begann zu singen, unsichtbar, irgendwo oben in der Dachkonstruktion. In der Regie hielten dreißig Menschen gleichzeitig den Atem an. In Wohnzimmern auf der ganzen Welt setzten sich Leute auf ihren Sofas auf.

Magnus Leuwen trat vor den Stall.

Er sprach sieben Minuten. Er sprach leise, und diesmal beugten sich drei Milliarden Menschen vor. Er sprach von Qumran, von einer Restauratorin in Jerusalem, deren Namen er nicht nannte, von einem Fleck auf einem Stück Leinen und von vierundneunzig Komma zwei Prozent. Er sprach von der Verantwortung, die LionTech übernommen habe. Von der Liebe, mit der man ein Kind großgezogen habe, das nicht nur einer Familie gehöre, sondern der ganzen

Menschheit. Er sagte „der ganzen Menschheit“ und merkte nicht, dass er damit auch *gehöre* gesagt hatte.

Und dann sagte er: „Meine Damen und Herren. Die Geschichte hat ihn uns zurückgegeben. Heißen Sie ihn willkommen. Joshua.“

* * *

Jo trat aus dem Dunkel in das Licht.

Er ging über die Bühne, vorbei an den Schafen, die auf ein Handzeichen gleichzeitig die Köpfe hoben, vorbei an dem Esel, der sich demütig verneigte, bis zu dem schlichten Pult aus Olivenholz. Das Leinengewand leuchtete im Gegenlicht, wie die Designerin es berechnet hatte. Das Licht durch die Dachöffnung fiel auf sein Haar, wie die Lichtdesigner es berechnet hatten. Und als er aufsah und in Kamera zwei blickte, wie Tamara es ihm hundertmal gesagt hatte, sah er sehr jung aus und sehr ruhig, und in hundertzwölf Ländern gleichzeitig vergaßen Menschen, dass sie gerade Kaffee trinken wollten.

Er sprach die Rede. Die ganze Rede, Wort für Wort, so wie die vierzehn Autoren sie geschrieben hatten. Weniger Wärme bei *Frieden*. Mehr Wärme bei *Partnerschaft*. Elfmal *Liebe*. Neunmal *Hoffnung*. In der Regie saß eine junge Mitarbeiterin mit einer Strichliste und hakte jedes Wort ab, und auf einem Monitor daneben zeigte eine Kurve in Echtzeit die emotionale Reaktion von zehntausend Testzuschauern auf fünf Kontinenten, und die Kurve stieg und stieg.

Unter dem Pult tippte sein rechter Fuß. Vier Takte. Leise. Immer wieder.

Er sprach über Vergebung, und irgendwo in Manila fiel eine Frau in einem Wohnzimmer auf die Knie, ohne dass es jemand angeordnet hatte. Er sprach über Hoffnung, und in einem Krankenhaus in Nairobi drehten Pfleger die Fernseher in den Krankenzimmern lauter.

In einem Wachhäuschen an einer alten Laderampe am Rand von Rom, wo eine neue Kamera hing, die keine Aussetzer kannte, saß Emeka Obi mit einem kleinen tragbaren Fernseher auf dem Tisch. Seine Schicht war vor zwölf Minuten zu Ende gegangen. Er war geblieben.

In Jerusalem, in einem Altersheim mit Blick auf die Hügel, saß eine sehr alte Frau mit einer Lesebrille an einer silbernen Kette in einem Rollstuhl vor dem Fernseher im Gemeinschaftsraum. Als Magnus Leuwen von einem Fleck auf einem Stück Leinen sprach, legte sie die Hand auf den Mund und ließ sie dort, bis die Übertragung vorbei war.

Und in einer kleinen Küche, irgendwo, in der auf einem Regal über der Spüle ein alter Plattenspieler stand, stellte eine Frau Ende fünfzig den Fernseher lauter. Dann setzte sie sich sehr langsam auf einen Küchenstuhl, als hätten ihre Beine beschlossen, sie nicht mehr zu tragen.

* * *

Der letzte Satz der Rede lautete: *Und deshalb bin ich heute hier. Für euch alle. Mit der Kraft von LionTech. Engineering Humanity.*

Jo sprach ihn. Er sprach ihn mit genau der Wärme, die dafür vorgesehen war. In der Regie ballte Tamara Voss die Faust. Die Kurve der Testzuschauer erreichte einen Wert, den das System in seiner Geschichte noch nie gemessen hatte. Der Chor setzte zum Schlussakkord an. Die Kamera zwei begann, wie geplant, langsam zurückzufahren, um das Bild zu öffnen: Joshua, das Pult, der Stall, das Licht.

Dann sagte Jo: „Bevor ich gehe."

Der Chor brach ab. Nicht absichtlich. Die Sänger in der Dachkonstruktion hatten einfach aufgehört, weil unter ihnen jemand weitersprach, der nicht weitersprechen sollte.

In der Regie drehte sich Tamara Voss zum Textmonitor. Der Text war zu Ende. Da stand nichts mehr. Da stand nur noch *ENDE ÜBERTRAGUNG / ABSPANN*.

„Was macht er?", sagte sie. „Was macht er da?"

„Bevor ich gehe", sagte Jo auf der Bühne, und er sah nicht mehr in Kamera zwei, sondern in die Halle, ins Dunkel, wo niemand saß, als würde er dort jemanden suchen, „möchte ich drei Menschen danken. Sie waren in der Nacht da, in der ich geboren wurde. Als sonst niemand da war."

„Ton weg", sagte Tamara. „Nehmt ihm den Ton weg."

„Das geht nicht", sagte der Tonmeister. „Wir sind live in hundertzwölf Ländern. Wenn ich ihm jetzt den Ton wegnehme, sehen drei Milliarden Leute, dass wir ihm den Ton wegnehmen."

Tamara Voss stand auf. Sie stand da, mit ihrem Headset und ihrem Tablet, und sah auf den Monitor, und zum ersten Mal in ihrer Karriere wusste sie nicht, wo in einem Raum das beste Licht war.

„Jupp Kellermann“, sagte Jo. „Er hat mich aufgefangen. Er hatte vorher zweihundert Lämmer auf die Welt geholt. Ich war das Zweihunderterste, das kein Lamm war.“

In der Regie drehten sich dreißig Köpfe zu Tamara. Tamara drehte sich zu einem Mann in der letzten Reihe. Er war vierundsiebzig, Aufsichtsratsvorsitzender von LionTech Global, weißhaarig, mit einem Tablet auf den Knien, auf dem er seit vierundzwanzig Jahren Zahlen verschob.

„Reinhold“, flüsterte sie. „Wer zum Teufel ist Jupp Kellermann?“

Reinhold Achterberg war sehr blass geworden. Er sah auf den Monitor, auf den jungen Mann im Leinengewand, und in seinem Kopf öffnete sich eine Schublade, die vierundzwanzig Jahre lang verschlossen gewesen war. Ein Stall. Neonlicht. Ein Mann mit Blutflecken auf dem Pullover, der ihn lange angesehen hatte.

„Der Mann mit der Schafwaage“, sagte Achterberg leise.

„Was?“

Er antwortete nicht. Auf seinem Tablet, in einer Datei, die er seit vierundzwanzig Jahren nie gelöscht hatte, stand immer noch eine Zeile. *Gewicht nicht erfasst. Nachtragen.*

„Dragana Petrović“, sagte Jo auf der Bühne. „Sie hat für mich gebetet, bevor ich da war. Mit einem Rosenkranz, in einem dunklen Treppenhaus, weil der Strom ausgefallen war.“

In Belgrad, in einer kleinen Wohnung mit sehr vielen Häkeldeckchen, saß eine alte Frau zwischen fünf Enkelkindern vor dem Fernseher und bekreuzigte sich, dreimal hintereinander, und dann noch ein viertes Mal, weil sie beim dritten Mal nicht richtig bei der Sache gewesen war.

„Und Emeka Obi“, sagte Jo. „Er hat seine Jacke ausgezogen, damit mir nicht kalt ist. Er hat sie auf links gedreht, bevor er mich darin eingewickelt hat. Ich hab ihn nie gefragt, warum. Aber ich glaube, ich weiß es.“

In einem Wachhäuschen an einer alten Laderampe nahm Emeka Obi langsam die Mütze ab. Er legte sie auf den Tisch, neben den kleinen Fernseher. Er saß ganz still da. Dann legte er die Hand über die Augen und blieb so sitzen.

„Und der Frau, die mich getragen hat“, sagte Jo.

Er machte eine Pause. In der Halle war es so still, dass man hörte, wie einer der Schafe mit dem Huf auf den Bühnenboden trat.

„Ich kenne ihren Namen nicht“, sagte er. „Aber ich kenne ihr Lied.“

Dann sagte er: „Frohe Weihnachten." Und ging von der Bühne.

* * *

Drei Sekunden lang geschah nichts.

Dann setzte der Chor ein, zu spät, dann zu laut, dann wieder richtig. Die Kamera zwei fuhr zurück, wie geplant. Das Licht über dem Stall blendete langsam ab. Der Esel verneigte sich, weil jemand in der Regie in der Aufregung auf die falsche Taste gekommen war, und verneigte sich dann noch dreimal, weil niemand wusste, wie man ihn stoppte.

Innerhalb von vier Minuten war *Jupp Kellermann* auf Platz eins der weltweiten Suchanfragen. Innerhalb von zwölf Minuten gab es siebenundvierzig Theorien darüber, wer er war. Die populärste besagte, der Name sei ein verschlüsselter Hinweis auf einen der Apostel. Die zweitpopulärste, es handle sich um den Codenamen eines geheimen Kirchenordens. Die drittpopulärste, er sei ein Schafzüchter aus der Eifel. Die dritte war die einzige, die stimmte, und die einzige, die niemand glaubte.

In einem kleinen Dorf in der Eifel saß eine Frau Mitte fünfzig vor dem Fernseher und starrte auf den Bildschirm. Ihr Vater war vor sechs Jahren gestorben. Er hatte ihr einmal, nach einem Glas zu viel an einem Weihnachtsabend, von einer Nacht in Rom erzählt, in der er ein Kind aufgefangen habe, das einem die Hand gegeben habe wie ein Erwachsener. Sie hatte ihm nicht geglaubt. Sie hatte gedacht, er verwechsle wieder Menschen und Lämmer.

Sie stand auf, ging auf den Dachboden und fing an, nach einer Kiste zu suchen, in der seine alten Pullover lagen.

* * *

Backstage, in einem schmalen Gang hinter der Bühne, zwischen Kabeltrommeln und Kulissenteilen, stand Magnus Leuwen und wartete.

Er sah nicht wütend aus. Das war das Schlimmste daran. Er sah aus wie ein Mann, dem jemand gerade gesagt hat, dass das Haus, in dem er seit vierundzwanzig Jahren wohnt, eine Tür hat, die er nie bemerkt hat. Blass. Verletzt. Und sehr, sehr ratlos.

Jo blieb vor ihm stehen.

„Das", sagte Leuwen leise, „war nicht der Plan."

„Nein“, sagte Jo. „Das war die Wahrheit.“

„Die Wahrheit.“ Leuwen schüttelte langsam den Kopf. „Joshua. Die Wahrheit ist nicht immer das Beste für die Menschen. Das habe ich in vierzig Jahren gelernt. Die Menschen brauchen keine Schafwaagen und keine Stromausfälle und keine Putzfrauen in dunklen Treppenhäusern. Sie brauchen eine Geschichte, an der sie sich festhalten können. Das ist keine Lüge. Das ist … Fürsorge.“

„Für wen?“, fragte Jo.

Leuwen öffnete den Mund. Er antwortete nicht. Er sah Jo an, lange, und in seinem Blick lag dieselbe Ratlosigkeit wie vorhin im Garderobenraum, als Jo ihn gefragt hatte, was er im Aufzug gesehen habe. Dann wandte er sich ab und ging den Gang hinunter, zwischen den Kabeltrommeln hindurch, langsam, wie ein Mann, der plötzlich spürt, dass er achtundsechzig ist.

Jo blieb allein zurück. Er merkte, dass seine Hände zitterten. Er hatte nicht gewusst, dass er es tun würde, bis er es getan hatte. Er hatte den letzten Satz gesprochen, und dann war da dieses Dunkel in der Halle gewesen, in dem niemand saß, und er hatte an einen Stall gedacht, einen echten, mit einem grünen Männchen über der Tür, und die Sätze waren einfach gekommen. Vielleicht war das er gewesen. Vielleicht war es etwas anderes. Er wusste es nicht.

Er wusste nur, dass er es nicht bereute.

* * *

Tamara Voss brauchte siebenundzwanzig Minuten, um sich zu erholen.

Nach achtundzwanzig Minuten kam die erste Auswertung der Testzuschauer. Die Kurve zeigte, dass die emotionale Reaktion während der geplanten Rede einen neuen Rekord erreicht hatte. Während der ungeplanten neunzig Sekunden danach hatte sie diesen Rekord um das Dreifache übertroffen.

Tamara starrte lange auf die Zahlen. Dann setzte sie ihr Headset wieder auf.

„Ich will eine Arbeitsgruppe“, sagte sie. „Heute noch. Thema: kontrollierte Spontaneität. Wie wir ungeplante Momente in künftige Formate integrieren. Und ich will wissen, wer Jupp Kellermann ist, wo er wohnt und ob er Interviews gibt.“

„Er ist tot“, sagte eine junge Rechercheurin.

„Hat er Kinder?“

„Eine Tochter.“

„Sehr gut“, sagte Tamara. „Dann ruft die Tochter an. Wir brauchen die Rechte an der Geschichte.“

* * *

In seinem fensterlosen Raum im Untergeschoss des Towers saß Dario Fenn vor der Wand aus sechsundneunzig Bildschirmen. Auf jedem einzelnen lief dieselbe Wiederholung. Ein junger Mann im Leinengewand, der in die dunkle Halle sprach.

Und Emeka Obi.

Fenn hatte sein schwarzes Notizbuch aufgeschlagen, auf der Seite mit dem einzigen Namen, zweimal unterstrichen. Er sah auf den Namen. Dann auf den Bildschirm, auf dem der Zähler unter dem Video anzeigte, wie oft es in der letzten Stunde geteilt worden war. Die Zahl hatte neun Stellen.

Er dachte eine Weile nach. Man konnte einen Nachtschichtleiter entlassen, der zu viele Aussetzer meldete. Das ging leise, das ging schnell, darüber schrieb niemand. Einen Mann zu entlassen, dem der Erlöser vor drei Milliarden Menschen dafür gedankt hatte, dass er ihn in seine Jacke gewickelt hatte, war etwas völlig anderes.

Dario Fenn zog den Kugelschreiber aus der Innentasche. Neben den Namen schrieb er, in seiner kleinen, präzisen Schrift, zwei Wörter.

Unantastbar. Vorerst.

Dann klappte er das Notizbuch zu und sah auf den Bildschirm, auf dem Joshua Leuwen gerade von der Bühne ging, und zum ersten Mal lächelte er nicht nur mit dem Mund.

„Du bist gut, Junge“, sagte er leise zu dem Bildschirm. „Du weißt es nur noch nicht.“

* * *

Um halb zwölf in der Weihnachtsnacht meldete eine neue Kamera an der alten Laderampe keinen Aussetzer.

Sie meldete aber auch nichts anderes, weil Emeka Obi, dessen Schicht offiziell erst um Mitternacht begann, um halb zwölf auf einem Stuhl direkt unter ihr saß, einen aufgespannten schwarzen Regenschirm in der Hand, obwohl es nicht regnete, und ihn so hielt, dass er das Objektiv vollständig verdeckte.

Wenn man ihn gefragt hätte, hätte er gesagt, er habe die Kamera vor Vogeldreck schützen wollen. Niemand fragte.

Jo zwängte sich durch den Zaun. Er trug die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Er blieb vor Emeka stehen.

Emeka sah ihn an. Er hatte den ganzen Tag das Telefon nicht mehr aus der Hand legen können. Seine Mutter hatte aus Enugu angerufen, um vier Uhr morgens ihrer Zeit, und geweint, und seine Schwester aus London, und ein Cousin aus Houston, von dem er seit fünfzehn Jahren nichts gehört hatte, und die Gemeinde in der Kirche, in die er jeden Sonntag ging, hatte beschlossen, ihm nach der Messe einen Kuchen zu backen.

„Du hast meinen Namen gesagt", sagte Emeka. Seine Stimme war sehr ruhig, wie immer, aber irgendetwas darunter war es nicht. „Vor drei Milliarden Menschen."

„Ja."

„Du weißt, dass das dumm war. Der Neue, Fenn. Der hatte mich im Visier. Jetzt kann er mir nichts mehr. Das hast du gewusst, oder?"

Jo antwortete nicht gleich. „Ich hab gewusst, dass es wahr ist", sagte er schließlich. „Der Rest ist mir erst hinterher eingefallen."

Emeka sah ihn lange an. Dann nickte er. „Dann war es das Richtige", sagte er. „Das Richtige fällt einem meistens erst hinterher ein."

Er rückte den Regenschirm ein Stück zurecht.

„Geh", sagte er. „Heute ist Weihnachten. Da sollte keiner allein sein. Nicht mal du."

* * *

Rom sah in dieser Nacht anders aus.

Jo fuhr über den Tiber und durch die Straßen im Osten der Stadt, und überall, in jedem Fenster, in jeder Bar, die noch offen hatte, auf den großen Bildschirmen an den Hauswänden sah er sein eigenes Gesicht. In einer Pizzeria an der Via Prenestina saßen die Leute an den Tischen und sahen die Wiederholung. An einer Bushaltestelle stand eine Gruppe Jugendlicher um ein Handy herum. Auf einem Balkon hatte jemand ein Bettlaken aufgehängt, auf das mit roter Farbe *JUPP* geschrieben war, ohne dass der Verfasser vermutlich wusste, warum.

In einem Nachtbus, der neben ihm an einer roten Ampel hielt, saß ein kleiner Junge am Fenster und sah zu ihm herunter. Er sah ihn sehr lange an. Jo zog die Kapuze tiefer und fuhr bei Rot über die Kreuzung.

Er hatte es gewusst. Natürlich hatte er es gewusst. Er hatte seit Wochen gewusst, dass nach diesem Tag sein Gesicht nicht mehr ihm gehören würde. Dass jeder Mensch in dieser Stadt es kennen würde, auf jedem Plakat, jedem Bildschirm, jedem Handy. Aber er hatte nicht gewusst, wie es sich anfühlen würde. Wie es sich anfühlte, durch eine Stadt zu fahren, die einen anstarrte, und darunter zu verschwinden.

Er hatte keine Ahnung, wie er in Zukunft nachts irgendwohin fahren sollte.

* * *

Das Rolltor der Garage in Tor Pignattara war geschlossen.

Jo stand davor und hörte nichts. Keine Eimer, keine Mundharmonika, keine Gitarre. Nur, aus einem der Fenster darüber, gedämpft, einen Fernseher. Er stand lange da, das Fahrrad an der Hand, und dachte darüber nach, ob er wieder umkehren sollte. Ob es nicht besser wäre für alle. Ob sie überhaupt wollten, dass er kam.

Dann ging das Rolltor hoch. Nicht ganz, nur einen halben Meter. Gelbes Licht fiel auf das Pflaster.

Darunter stand Chiara, sechs Jahre alt, im Schlafanzug, und sah ihn an.

„Papa hat gesagt, du kommst nicht mehr“, sagte sie. „Ich hab gesagt, du kommst.“

Dann rief sie über die Schulter: „Er ist da!“, und das Rolltor ging ganz hoch.

* * *

Sie waren alle da.

Rocco stand hinter einem Schlagzeug. Einem echten Schlagzeug. Weinrot, mit goldenen Beckenständern und einer Bassdrum, auf deren Fell ein Stern gemalt war, ein frischer Stern, in etwas zu dickem Gelb und nicht ganz symmetrisch. Lucia saß auf dem Sofa, noch im guten Kleid vom Weihnachtsessen. Matteo saß neben ihr, mit verschränkten Armen und einem Ausdruck, als hätte er eine sehr wichtige Wette gewonnen oder verloren, er wusste nur noch nicht, welche. Gianni stand an der Werkbank, die Mundharmonika um den

Hals. Und auf einem Mörtelkübel an der Wand saß Marek Zieliński, nüchtern, rasiert, mit einer Thermoskanne neben sich und seiner alten Telecaster-Kopie auf den Knien, eingesteckt in einen Verstärker, der aussah, als hätte er dreißig Jahre in einem Keller gestanden, was er auch hatte.

An der Wand über der Werkbank, auf einem kleinen alten Fernseher, den Rocco vor Jahren für die Fußballübertragungen aufgehängt hatte, lief ohne Ton die Wiederholung. Ein junger Mann im Leinengewand vor einem goldenen Stall.

Niemand sagte etwas.

Jo stand im Rolltor, die Kapuze auf, die Gitarre auf dem Rücken, und wusste nicht, was er sagen sollte. Er hatte auf der ganzen Fahrt nach Sätzen gesucht und keinen gefunden, der gereicht hätte.

Matteo sprach als Erster.

„Papa hat gesagt, das bist nicht du", sagte er und zeigte auf den Fernseher. „Er hat gesagt, der sieht dir nur ähnlich. Weil alle mit langen Haaren gleich aussehen."

„Matteo", sagte Lucia.

„Ich hab gesagt, das ist er. Ich hab gewettet. Um meine Sammelkarten." Matteo sah Jo herausfordernd an. „Bist du's?"

Jo nahm die Kapuze ab.

Es war still in der Garage. Draußen gackerte ein Huhn. Marek sagte leise, auf Polnisch, mehr zu sich selbst als zu jemand anderem: „*Czy to prawda?*"

„Ja", sagte Jo.

Er hätte es nicht anders sagen können. Er hatte in dieser Garage nie gelogen. Er hatte vieles nicht gesagt, aber er hatte nie gelogen, und er würde heute nicht damit anfangen.

„Ja. Das bin ich. Ich heiße Joshua. Eigentlich. Auf dem Papier. Aber ich …" Er suchte nach Worten. „Ich hab euch nicht die Wahrheit gesagt, wer ich bin. Weil ich nicht wusste, wie. Und weil ich Angst hatte, dass ihr dann nicht mehr … dass ihr mich dann anders anseht." Er sah zu Boden. „Und weil es gefährlich ist. Für euch. Wenn das rauskommt, dass ich nachts hier bin, dann trifft es nicht mich. Mich beschützen sie immer. Es trifft euch. Rocco, deine Arbeit. Deine Familie. Gianni, du bist minderjährig, die holen dich zurück nach Tarent. Marek …" Er brach ab. „Ich hätte es euch sagen müssen. Bevor ihr Ja sagt. Ich hab euch mit reingezogen, und ihr wusstet nicht, worein."

Er stand da und wartete.

Gianni war der Erste, der sich bewegte. Er kam um die Werkbank herum, bis er vor Jo stand, und sah ihn an, lange, mit seinen wachsamen Augen, die in den letzten Wochen ein bisschen weniger wachsam geworden waren.

„Ich hab's gewusst", sagte er. „Also, nicht das." Er nickte zum Fernseher. „Das nicht. Aber irgendwas. Du guckst immer auf die Uhr, als würde dich jemand suchen." Er zuckte die Schultern. „Mich sucht auch jemand. Ich geh trotzdem nicht zurück."

Lucia stand vom Sofa auf. Sie kam zu Jo und musterte ihn von oben bis unten, wie am ersten Abend, als sie mit dem Topf in die Garage gekommen war.

„Ich hab dich Heiligen genannt", sagte sie. „Am ersten Abend. Im Scherz."

„Ich weiß."

„Ich nehm's nicht zurück." Sie strich ihm eine nasse Haarsträhne aus der Stirn, wie sie es bei Matteo tat, wenn er vom Fußball kam. „Aber du bist immer noch zu dünn."

Marek stand auf. Er stellte die Gitarre vorsichtig gegen den Verstärker und kam herüber, langsam, und blieb neben Lucia stehen.

„Junge", sagte er. „Ich stand vor drei Wochen an einer Mauer im Regen. Mit einer Gitarre, die keiner hören wollte, und einem Sohn, der nicht rangeht. Du hast mich gefragt, ob ich mitkomme. Du hast nicht gefragt, wer ich bin. Du hast nicht gefragt, was ich getrunken habe oder was ich schulde oder warum meine Frau gegangen ist." Er zuckte die Schultern. „Warum sollte ich dich fragen, wer du bist?"

Dann sah er zu Rocco.

Rocco stand immer noch hinter dem weinroten Schlagzeug. Er hatte die ganze Zeit nichts gesagt. Er hatte die Arme verschränkt und die Stirn gerunzelt und sah Jo an, mit dem Blick, mit dem er Steine ansah. Er sah ihn lange an. Dann nahm er die Sticks vom Schlagzeug, echte Sticks, aus Hickoryholz, mit einer roten Schleife darum, die noch vom Geschenkpapier stammte.

„Du bist spät", sagte Rocco Marini. „Wir wollten anfangen."

* * *

Das Schlagzeug hatte Rocco am vierundzwanzigsten Dezember um fünf Uhr nachmittags gekauft.

Er war mit dem Doblò in die Via dei Volsci gefahren, wie jeden Freitag, obwohl es kein Freitag war, und hatte vor dem Schaufenster gestanden, wie jeden Freitag, und dann hatte er die Ladentür aufgemacht. Zum ersten Mal in zwölf Jahren.

Der alte Bellini hatte hinter dem Tresen gesessen und auf ihn gewartet, als hätte er gewusst, dass heute der Tag war.

„Ich hab dreihundertzwanzig Euro", hatte Rocco gesagt. „Das ist alles. Das Weihnachtsgeld. Lucia weiß es. Sie hat gesagt, ich soll's machen, bevor ich's mir anders überlege."

Bellini hatte ihn angesehen. Dann hatte er gesagt: „Der Mann, dem das Schlagzeug gehört hat, der hat gesagt, es soll einer bekommen, der es braucht. Nicht einer, der es sich leisten kann." Er hatte die Brille von der Stirn genommen und geputzt. „Dreihundertzwanzig. Und du bringst mir irgendwann eine Aufnahme vorbei. Von dem, was du damit machst."

„Und der Stern?", hatte Rocco gefragt. „Der blättert ab."

„Dann mal ihn neu", hatte Bellini gesagt. „Ist dein Schlagzeug."

Chiara hatte ihn neu gemalt. Am Abend des vierundzwanzigsten, mit einem Pinsel aus ihrem Malkasten und einer Dose gelber Lackfarbe aus Ettores altem Werkzeugregal. Sie hatte zwei Stunden gebraucht und die Zunge zwischen die Zähne geklemmt, und der Stern war etwas zu dick geworden und nicht ganz symmetrisch, und Rocco hatte gesagt, es sei der schönste Stern, den er je gesehen hatte, und es war die Wahrheit.

Darunter, klein, in Kinderschrift, hatte sie mit schwarzem Filzstift geschrieben: *Mein Papa ist Musiker.*

Niemand hatte es verbessert.

* * *

Sie spielten.

Sie spielten zum ersten Mal zu fünft. Rocco auf einem echten Schlagzeug, das unter seinen Händen klang, als hätte es zwölf Jahre lang im Schaufenster auf genau diese Hände gewartet. Marek an der Rhythmusgitarre, nüchtern, konzentriert, mit geschlossenen Augen, und er füllte das Loch zwischen den Trommeln und Jos Gitarre so vollständig aus, dass Gianni nach dem ersten Stück laut „Da! Genau da!" rief und auf die Stelle zeigte, als könne man sie sehen. Gianni an der Mundharmonika und der zweiten Stimme. Und Jo, in der

Mitte, an der Les-Paul-Kopie mit dem Fragezeichen auf dem Korpus, und er sang, zum ersten Mal richtig, nicht nur Melodien ohne Text, sondern Worte, die ihm einfielen, während er sang.

Sie spielten *Gleis 24*, und diesmal klang es nicht wie ein Zug, der sich langsam in Bewegung setzt. Es klang wie ein Zug, der fährt.

Irgendwann ging das Fenster über der Garage auf, und Frau Esposito von gegenüber schaute heraus, im Bademantel, und alle erwarteten, dass sie sich beschweren würde. Sie beschwerte sich nicht. Zehn Minuten später stand sie unten im Hof, mit einem Teller Weihnachtsgebäck, und hinter ihr der ägyptische Mechaniker von nebenan mit seiner Frau und drei Kindern, und hinter denen zwei junge Männer aus dem Haus an der Ecke, die niemand kannte, und eine alte Frau mit einem Hund. Sie standen im gelben Licht unter dem Rolltor, im Hof zwischen der Autowerkstatt und dem Hühnerstall, in der Weihnachtsnacht, und hörten zu.

Niemand von ihnen erkannte den jungen Mann an der Gitarre. Er hatte die Kapuze wieder aufgesetzt, und im Gegenlicht war sein Gesicht nicht zu sehen. Und außerdem, das sagte Frau Esposito später, als sie gefragt wurde, und sie wurde sehr oft gefragt: „Wer hätte denn gedacht, dass der Erlöser in einer Garage in Tor Pignattara Gitarre spielt? Der war doch im Fernsehen."

Nach dem vierten Stück, als die Nachbarn klatschten und Chiara auf Lucias Schoß eingeschlafen war, legte Gianni die Mundharmonika ab und sagte, was alle dachten und niemand hatte sagen wollen.

„Morgen erkennt dich jeder", sagte er leise zu Jo. „Auf der Straße. Überall. Die Kapuze reicht nicht mehr."

Jo nickte. Er hatte auf der ganzen Fahrt daran gedacht.

„Dann", sagte er, „brauche ich ein anderes Gesicht."

Matteo, der auf dem Sofa neben seiner schlafenden Schwester saß, hörte das. Er stand auf, ging zu einem Regal an der Wand, wühlte in einer Kiste mit alten Faschingssachen und kam mit etwas zurück. Er hielt es Jo hin, ohne etwas zu sagen, mit dem ernsten Gesicht eines Neunjährigen, der ein Problem gelöst hat.

Es war eine Maske. Eine schwarze Halbmaske aus billigem Plastik, vom Karneval im letzten Februar, mit einem Gummiband hinten, das schon ein bisschen ausgeleiert war.

Jo nahm sie. Er sah sie lange an. Er setzte sie nicht auf. Er legte sie oben auf seinen Verstärker, wo sie im gelben Licht lag und sie alle ansah, mit ihren leeren Augenlöchern.

„Danke", sagte er zu Matteo.

„Ich will meine Sammelkarten zurück", sagte Matteo. „Die hab ich an Papa verloren. Aber jetzt hab ich recht gehabt."

* * *

Sie spielten ein letztes Stück.

Jo spielte es allein an. Das Riff. Vier Takte, tief, schwer, fast ein Marsch. Die Melodie, die er seit seiner ersten Stunde im Kopf hatte und die ihm eine Frau vorgesummt hatte, deren Namen er nicht kannte. Rocco fand den Rhythmus darunter, wie in jener ersten Nacht im Rohbau. Marek legte die Rhythmusgitarre darüber, als hätte er dieses Riff schon sein Leben lang gespielt. Gianni hielt die Mundharmonika an die Lippen und wartete, und als die vier Takte zum dritten Mal kamen, stieg er ein, mit einem langen, schneidenden Ton, der über allem stand wie ein Blitz über einem Feld.

Die Nachbarn im Hof hörten auf zu reden. Der ägyptische Mechaniker nahm die Kappe ab. Der Hund der alten Frau setzte sich hin.

Und aus der Dunkelheit am Ende des Hofes, dort, wo das gelbe Licht nicht mehr hinkam, trat ein Mann.

Er war Anfang dreißig, trug eine schwarze Lederjacke und einen Gitarrenkoffer auf dem Rücken, und er war offenbar auf dem Heimweg gewesen, von irgendwoher, wo er gespielt hatte, und war stehen geblieben, als er das Riff gehört hatte. Er kam langsam näher, zwischen den Nachbarn hindurch, die ihm Platz machten, ohne zu wissen, warum, bis er vorne im Licht stand, direkt vor dem Rolltor. Er hatte ein schmales, kantiges Gesicht, kurze blonde Haare und sehr helle Augen. Er stand da und hörte zu, bis das Stück zu Ende war, reglos, die Hände in den Taschen.

Als der letzte Akkord verklang und die Nachbarn zu klatschen anfingen, klatschte er nicht.

„Woher kennst du das?", fragte er.

Er sprach Italienisch, aber mit einem harten Akzent, den Jo nicht sofort zuordnen konnte. Er sah Jo direkt an. Nicht Rocco, nicht Marek, nicht Gianni. Nur den jungen Mann mit der Kapuze in der Mitte.

„Das Riff", sagte der Mann. „Woher kennst du das?"

Jo nahm langsam die Hand von den Saiten. „Ich weiß es nicht genau", sagte er. „Ich hab es schon immer gekannt."

„Das kennt keiner." Der Mann trat noch einen Schritt näher, bis er unter dem Rolltor stand. „Das kennt heute niemand mehr. Die Platte gibt's nicht auf Streaming, wegen eines Rechtestreits, der seit Jahrzehnten läuft. Sie ist seit 1991 nicht mehr gepresst worden. Es gibt vielleicht noch ein paar tausend Exemplare, in irgendwelchen Kellern, bei alten Männern mit Kutten." Er schwieg einen Moment. „Das ist ‚Iron Psalm'. Der Opener von *Psalms of Steel*. Neunzehnhundertfünfundachtzig. Jonas Briese."

Marek hob den Kopf. „Jonas Briese?", sagte er. „Die Jonas Briese? Mein Vater hatte die Platte. Ich hab sie als Kind rauf und runter gehört, bis er sie vor mir versteckt hat."

Der Mann in der Lederjacke nickte, ohne den Blick von Jo zu nehmen.

„Mein Großvater hat das geschrieben", sagte er. „Rüdiger Ischer. Leadgitarre. Er ist vor vier Jahren gestorben. Er hat bis zuletzt geglaubt, dass sich keiner mehr daran erinnert." Er machte eine Pause. „Und du spielst es. In einer Garage in Rom. In der Weihnachtsnacht. Als hättest du es selbst geschrieben."

„Meine Mutter", sagte Jo langsam, „hat es mir vorgesummt."

Der Mann in der Lederjacke sagte nichts.

Er sah an Jo vorbei, an der Werkbank vorbei, zur Wand, an der der kleine alte Fernseher hing. Ohne Ton lief dort immer noch die Wiederholung. Ein junger Mann im Leinengewand, vor einem goldenen Stall, der in eine dunkle Halle sprach. Der Mann sah lange auf den Bildschirm. Dann sah er wieder zu Jo. Auf das Gesicht unter der Kapuze. Auf die Augen.

Jo sah, wie er es verstand. Er sah es an einer winzigen Bewegung um den Mund, an einem kaum merklichen Zusammenziehen der hellen Augen.

„Deine Mutter", sagte der Mann leise. „Die, deren Namen du nicht kennst."

Jo nickte.

Es war sehr still in der Garage. Die Nachbarn im Hof hatten nichts verstanden und spürten trotzdem, dass hier gerade etwas geschah, und schwiegen. Rocco hatte die Sticks auf die Snare gelegt. Marek stand ganz still. Gianni hatte die Mundharmonika in der Faust.

Der Mann in der Lederjacke zog langsam die rechte Hand aus der Tasche und streckte sie Jo hin.

„Kai“, sagte er. „Kai Ischer.“

Jo nahm die Hand. Sie war kühl und trocken, eine Gitarristenhand, mit harter Hornhaut an den Fingerkuppen der linken Hand, wo die Saiten drückten, und einem festen Griff, der einen Moment zu lang dauerte.

Kai Ischer sah ihn an. Er sah ihn an wie jemand, der gerade etwas gefunden hat, das er nicht gesucht hat. Und der noch nicht weiß, ob es ein Geschenk ist oder eine Last. Oder beides.

Jo wusste, was er als Nächstes sagen würde. Er wusste es, bevor er darüber nachdachte, und diesmal machte es ihm mehr Angst als je zuvor, weil er, ohne es erklären zu können, spürte, dass dieser Satz etwas in Gang setzen würde, das er nicht mehr aufhalten konnte.

Er sagte ihn trotzdem. Er konnte einfach nicht anders.

„Komm mit“, sagte Jo. „Wir machen was zusammen.“

Und Kai Ischer lächelte.

* * *